

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 42 (1966-1967)
Heft: 1

Artikel: Wertvolles wird auch heute wenig fortgeworfen : ein Abfuhr-Unternehmer berichtet
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079557>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wertvolles wird auch heute wenig fortgeworfen

Ein Abfuhr-Unternehmer berichtet

Von ***

Vor dem Krieg fuhren unser drei Bauern den Kehr-
richt aller Dorfbewohner wechselweise einmal im
Monat mit dem Einspanner, einem ungedeckten Zwei-
radkarren, zur Grube. Immer mehr Städter ließen sich
bei uns nieder. Die Runde wurde vierzehntäglich,
dann wöchentlich gemacht, mit einem größeren Zwei-
spanner. Unterdessen hatte ich die Sache allein über-
nommen und stellte Arbeiter ein.

Am Silvester 1955 blieb nur wenig auf meinem
offenen Pferdewagen, allein feste Ware. Ein Sturm
wirbelte alles Papier auf und trug es den Berg hinan:
das Leichte tollte sich noch im alten Jahr aus. Heute
habe ich einen gedeckten Motorlastwagen, mache für
drei Gemeinden zwei Kehren in der Woche und bin
Abfuhr-Unternehmer im Vollberuf.

Dafür ist es auch nicht mehr wie früher, wo man
jedermann kannte, ein lustiges Wort wechselte, zu
einem Schluck Wein oder einem Kaffee eingeladen
wurde, am Silvester immer ein Trinkgeld erhielt. Ich
kenne nur noch etwa ein Viertel der Leute persön-
lich. Von den Wohnblöcken kennt man etwa noch
den Hausmeister: Bewohner und Besucher kann man

nicht unterscheiden. Die Tour muß in einem Tag be-
endet werden. Mit dem Plaudern ist es vorbei.

Weggeworfenes ist wenig gefragt

Manchmal ist es besser so. Das Reden bringt oft nur
Schwierigkeiten. Beim Anblick eines Gegenstandes
dachte ich mir früher etwa: «Es ist schade drum,
geben wirs zurück!» Darauf reagierten die wenigsten
freundlich.

Sogar wenn man etwas schenken will, etwas Brauch-
bares, hat man meistens Anstände. Eine Frau gab
mir Kinderkleider. Ich wollte diese einer Witfrau mit
Kindern, die von der Fürsorge unterstützt wurde,
weitergeben. Da kam ich schlecht an. «Meine Kinder
laufen nicht mit geschenkten Sachen herum!» zischte
sie. Das war eine kalte Dusche.

Natürlich schenkte man auch uns hie und da et-
was. Frau X hatte für sich «tolle» Schuhe gekauft –
nach dem «Grind», nicht nach dem Kopf, von den
Füßen nicht zu reden. Sie führte das Zeug ihrem
Mann vor. Es gab Krach. Er sagte: «Entweder die

Schuhe oder ich!» Die Frau reute es, die Dinger fortzuwerfen. Sie meinte zu meinem Italiener, er könne sie seiner Frau mitbringen. Der aber antwortete barsch: «Meine Frau kann Schuhe kaufen selber!» Frau X ist geheilt. Wenn sie wieder einmal einen Humbug zusammenkauft, wird dieser direkt im Kübel landen.

Einer meiner Leerer – Abfuhr-Arbeiter –, ein Jüngling, behielt dagegen alles Erdenkliche zurück: Teller mit abgeschlagenen Rändern, rostiges Besteck, sozusagen einen ganzen Bourbaki-Service, Puppen ohne Augen oder mit einem Bein, ausgetragene Kleider. Erst stellte ihm meine Frau einen zweiten Tisch in die Kammer, schließlich nahm seine Aufbewahrungssucht solche Ausmaße an, daß wir ihm kündigen mußten.

Meist findet man aber auch für beste Sachen, auch wenn sie nicht so persönlich sind wie Schuhe, keine Abnehmer. Eine Frau hatte Hexenschuß. Der komme von ihrer neuen Federkern-Matratze, soll der Arzt gesagt haben. Die Frau erstand eine aus Roßhaar und schenkte mir die andere. Ich mußte sie in die Grube werfen. Niemand wollte sie, und das Brockenhaus kommt nicht zu uns.

Manchmal konnte ich Kinder mit einem Ball oder einer Puppe erfreuen. Ob die Eltern die gleiche Freude hatten, weiß ich nicht.

Kleider werden viele weggeworfen. Jährlich wechselt die Mode, und die Schränke werden nicht größer. Manchmal fische ich einen Veston heraus für die Arbeit, aber einmal ist man auch eingedeckt. Man kann nicht den vielen schönen Sachen nachtrauern, wird abgestumpft.

Oft brachte ich Wollsachen nach Hause. Aus einem Herrenpullover machte meine Frau einen für Kinder, mit der aufgetrennten Wolle strickte sie Woldecken. Die Frau Pfarrer leitete die Sachen weiter an unbemittelte Familien, an ein Kinderheim oder an das evangelische Hilfswerk.

Heute sind die Hilfsorganisationen nicht mehr auf Naturalien erpicht, höchstens nehmen sie noch neue Sachen. Ich verstehe das. Nach einem Flohmarkt im Kirchgemeindehaus rief man mich. Es war unglaublich, was alles noch da lag: Vasen mit abgeschlagenen Hälsen, halbe Bücher, ein zersplitterter Spiegel, eine Hose mit einem abgeschnittenen Bein, vor Dreck steife Frauenröcke, Kittel mit speckigen Krägen und herausgerissenem Futter. Ich hatte mindestens soviel abzuführen, wie verkauft worden war. Die Leute wollen schon geben, aber die Mühe, etwas herzurichten

und zu waschen, nehmen sich viele nicht. Es ist so eine Sache mit dem Schenken: da zeigt sich der wirkliche Charakter des Schenkenden wie des Beschenkten.

... aber manche holen es zurück

Oft wollte eine Mutter mit alten Spielsachen abfahren. Wenn wir die Kübel leerten, kamen die Kinder gesprungen, fragten mich, ob ich ihnen die Puppe oder den Flugzeug herausgeben könne. Meist tat ich es.

Manche Erwachsene bereuen es selber, wenn sie etwas fortgeworfen haben. Alle zwei Monate mußten wir an einem abgelegenen Ort Sperrgut abholen. Da lag jeweils ein riesiger Berg Gerümpel. Aber immer wurde er von den Leuten noch einmal verlesen, daß uns die Geduld fast reißen wollte. Schließlich gingen wir nur hin, wenn wir sicher waren, daß niemand dort war.

Eine Frau wollte ein Hundehäuschen und einen Waschrast zum Sperrgut geben. Doch war der Mann zugegen und meinte: «Das habe ich alles bezahlt, das darf nicht weg!» Einmal war er schließlich fort, die Frau winkte uns, und der platzsperrende Gerümpel verschwand. Man sollte nicht an allem Klimbim hängen bleiben!

Was alles in den Kübel gerät

Natürlich werfen die Leute oft aus Versehen etwas in den Kübel. Manche merken es zu spät. Viele studieren wohl heute noch, warum ihnen etwas abhanden kam.

Häufig stehen Frauen beim Kübel, die irrtümlich fortgeschmissene Medikamente zurück haben wollen. Dann leeren wir ganz langsam und finden meistens das Gesuchte.

Ein Angestellter versteckte seinen Monatslohn vorläufig in einer alten Zeitung auf dem Küchenbuffet. Die Frau schaute sich später das Datum der Zeitung an, und schwupp war diese im Kübel. Am Abend kam der Mann zu mir. Wir durchwühlten zusammen die ganze Grube: nichts zu finden.

Händeringend kam ein andermal Frau Y hinzugesprungen, als wir Kehrlicht abluden. Ob wir keine Zwieback-Schachtel gefunden hätten? Darin bewahre sie vom Haushaltgeld Gespartes auf. Gestern habe der Mann Zwieback essen wollen. Die leichte Schachtel habe er für leer gehalten und in den Kübel ge-

worfen. Familie Y wohnt fast am Schluß der Runde: die Schachtel mußte obenauf liegen und konnte kaum zerquetscht sein. Die Frau erwischte sie bald, nahm zwei «Pfünder», Zwanzigernoten, heraus, warf die leere Hülle mit sieghafter Gebärde in die Grube und entfernte sich dankend.

Eine Mutter kaufte Kinderschuhe, die dem Fünfjährigen nicht gefielen, so daß er sie kurz entschlossen in den Kübel warf. Als sie mit dem Bub ausgehen wollte, waren die neuen Schuhe nicht aufzutreiben. Sie brachte den Sachverhalt heraus. Obwohl wir den Kübel schon geleert hatten, fand ich das strittige Objekt, zum Glück der Mutter und zum Pech des Sohnes.

Ein jüngeres Ehepaar ging in die Ferien nach Italien. Die Nachbarin übernahm das Begießen der Blumen und die Lüftung der Räume. Dabei stellte sie auch den vollen Ochsner-Eimer auf die Straße. Das Paar kehrte freudig in die gut gelüftete Wohnung mit den schön blühenden Pflanzen heim. Doch angesichts des leeren Kehrlicht-Kübel war die Stimmung dahin. Die beiden hatten ganz schlau sein wollen und dort das Sparbüchlein und über tausend Franken Haushaltgeld versteckt. Im Mülleimer schau ja ein Dieb bestimmt nicht nach. Daß die Nachbarin mehr als das Aufgetragene tun würde, hatten sie sich nicht vorgestellt. Auf der Bank war noch nichts abgehoben, als das Büchlein gesperret wurde, es meldete sich auch später keiner damit. Geld und Büchlein waren demnach wohl in der Grube, aber unauffindbar. Die Barschaft war also verloren.

Zusammenarbeit mit der Polizei

Heute ist es fast unmöglich, etwas zu finden, das bereits im Ochsner-Wagen ist. Der Kehrlicht wird darin fortwährend mechanisch zusammengepreßt. Alle festen Gegenstände zerbrechen. Geht etwas sehr Wichtiges verloren, unterbrechen wir allerdings die Tour und verlesen den Wageninhalt, auf Kosten des Veranlassers, versteht sich. Das geschah einmal wegen eines Schmuckstückes, das jedoch nicht zum Vorschein kam.

Bekannt ist eine Geschichte aus Zürich. Eine Schwester räumte einen Tisch auf und warf ein Papier in den Eimer. Als ein Arzt ein Gramm Radium vermißte, wurde Großalarm gegeben. Mit Geigerzählern fanden Wissenschaftler in der Verbrennungs-

Bedrohte Tierarten

Von Wolfgang N. Naegeli, in Zusammenarbeit mit dem World Wildlife Fund

Attwater's Prairiehuhn



Das amerikanische Departement des Innern hat eine 60 Arten umfassende Liste gefährdeter Tiere der Vereinigten Staaten herausgegeben. Darauf figurieren nebst 34 anderen Vögeln zwei Formen des Prairiehuhns, das nahe verwandt ist mit unserem Birk-, Schnee- und Auerhuhn.

Der Rücken des Prairiehuhns ist schwarz, rotbraun und weiss, die Unterseite heller und quergebändert. Zu beiden Seiten des Halses trägt es Federbüschel, die das Männchen während der Balz aufrichtet. Die darunter befindlichen orangen Hautsäcke sind mit der Luftröhre verbunden und können aufgeblasen werden. Das Weibchen unterscheidet sich durch kürzere Schmuckfedern.

Im Frühjahr versammeln sich die Hähne auf den Balzplätzen, die jahrelang dieselben Orte bleiben. Mit prall aufgeblasenen Luftsäcken, den Kopf gegen den Boden gebeugt, geben die Freier dumpfe Brummtöne von sich und tanzen dazu in eigenartiger Weise. Das lockere Nest wird zwischen hohem Gras oder den überhängenden Zweigen eines Gebüsches angelegt. Die Henne bebrütet die 8 bis 12 lohfarbenen, dunkel getupften Eier während 21 Tagen. Unter Führung der Mutter verlassen die Küken wenige Stunden nach dem Ausschlüpfen das Nest. Nur die Hälfte der Brut überlebt die ersten Wochen.

Der starke Rückgang der Prairiehühner ist nicht allein auf rücksichtslose Jagd, die heute verboten ist, zurückzuführen. Verwilderte Hauskatzen, und vor allem die Zerstörung des Lebensraumes durch den Menschen, haben diesem Vogel stark zugesetzt. Attwater's Prairiehuhn kam zu Beginn dieses Jahrhunderts in Texas und Louisiana vor, und der Bestand wurde auf über eine Million Tiere geschätzt. Heute sind es nur noch tausend in einigen isolierten Gebieten von Südost-Texas. Letztes Jahr konnte das Vorkaufsrecht für ein 15 Quadratkilometer grosses Gebiet, in dem noch 300 bis 400 Vögel leben, beurkundet werden, doch ist die Kaufsumme bis jetzt nicht aufgebracht. Das weiter nördlich vorkommende, grössere Prairiehuhn nimmt ebenfalls ständig an Zahl ab, und die Errichtung von Schutzgebieten ist dringend notwendig.

anstalt zur allgemeinen Erleichterung das wertvolle, gefährliche Metall.

In unserer halbländlichen Gemeinde verschwinden um Weihnachten etwa Kaninchen und Katzen, die dann auf irgendeinem Festtisch dampfen. Einmal hat mir der Polizist aufgetragen, etwas herumzuschauen, ob sich Felle finden ließen. Es war nichts zu machen. Wahrscheinlich vergrub sie der noble Geselle, oder er wickelte sie ein, und es wäre zu weit gegangen, auch noch alles Papier aufzuwickeln! Auch von einer ganzen Reihe Chianti-Flaschen konnte ich ein andermal nichts entdecken.

Einmal steckte einer meiner Arbeiter ein unscheinbares, leeres Schmuck-Etui ein – weshalb, wußte er wohl selber nicht. Dann las er in der Zeitung von einem Schmuckdiebstahl. Der Inhaber des Kübels, in dem das Etui sich befunden hatte, wurde fälschlicherweise verdächtigt. Aber die Spur führte zum Dieb, der in der Nachbarschaft übernachtet hatte.

Warum es immer mehr Kehrrecht gibt

Man jammert immer wegen dem Brot, das heute fortgeworfen wird. Vor dem Krieg arbeitete ich im Welschland als Ausläufer in einer Bäckerei, schon damals konnte man das Brot vom Vortag nicht mehr verkaufen, also mußte man es wegwerfen.

Ich glaube nicht, daß die Leute verschwenderischer geworden sind. Wertvolles wird auch heute wenig fortgeworfen. Mehr Menschen, mehr Abfall. Unsere Zeit ist auf Verbrauch eingestellt, schnellebiger, hängt weniger am alten Gerümpel. Nichts gegen Antiquitäten, aber manche Wohnungen sind regelrechte Gerümpelkammern.

Die Industrie bringt immer mehr Produkte mit mehr Verpackung auf den Markt. Das könnte allerdings einmal böse Folgen haben: bereits weiß man kaum mehr wohin mit dem Kehrrechtgut, die Verbrennungsanlagen sind im Rückstand und die Luftverschmutzung ist schon zu groß.

Wegen den Ölheizungen kann auch niemand mehr selber etwas verbrennen – höchstens in Einfamilienhäusern mit Cheminee oder altem Waschherd. Das Papier nimmt am meisten Platz ein. Täglich kommt mehr ins Haus geflattert, in der Metzgerei wird das Fleisch zweimal eingewickelt. Vom Kauf eines Fernsehapparates oder einer Waschmaschine bleibt eine riesige, starke Schachtel übrig: Sperrgut. Davon

brachten wir einmal nur 1080 Kilo in den Wagen, mit normalem Kehrrechtgut lade ich bis zu drei Tonnen.

Nur noch wenige Leute halten nützliche Haustiere, Kaninchen und Hühner, und verwerten so ihren Küchenabfall.

Jedesmal, wenn ein Jahrgang Soldaten entlassen wird, fallen mir in den Kübeln Dutzende beinahe neuer Eidgenossen-Stiefel auf. Viele scheinen solche bloß noch für die Inspektion zu brauchen. Letztthin brachte mir ein Mann eine Schachtel Schuhnägel: ich konnte sie nur wegwerfen. Heute läßt im Zivil niemand mehr seine Schuhe beschlagen, weder mit Nägeln noch mit Plättchen. Das war einmal in der guten alten Zeit.

Schüttstein-Kübel

Es wird bei allen Volksschichten etwa gleich viel weggeworfen, früher bei den Reichen etwas mehr als bei den andern.

Aus dem Kehrrecht erkennen kann man nur die Anständigen und ihr Gegenstück. Es gibt in allen Bevölkerungsgruppen beides. Die meisten italienischen Arbeiter haben wenig Zeitungen. Sie wärmen Teigwarenresten nicht auf, geben sie zum Abfall. Deshalb sind ihre Kübel oft besonders feucht und schmutzig.

Früher standen Korbzeinen, Waschbecken, Holzzuber und Schachteln am Straßenrand. Heute macht man sich weniger schmutzig dank der Ochsner-Kübel. Aber man muß diese rein halten.

Als selbständiger Abfuhr-Unternehmer kann man mit den Leuten anders umgehen als in der Stadt. Auch manche Schweizer kleiden den Ochsnerreimer nicht mit Papier aus. Mit der Zeit setzt sich am Boden eine grünliche, halbfeste Masse an, deren Gestank furchtbar ist. Mit Binde-Etiketten machen wir die Leute darauf aufmerksam.

Nützt das nichts, wenden wir stärkere Methoden an. So haben wir einmal all die unappetitlichen Kübel bei mir im alten Stall eingestellt und gewartet, daß reklamiert würde. Ein einziger wurde abgeholt! Eine Frau schickte ihren Mann zu uns. Dieser fragte selbstsicher nach dem Ochsnerreimer. Ich sagte, er solle mitkommen, führte ihn zu seinem Kübel, öffnete diesen: der Mann fuhr zurück, sich die Nase zuhaltend. Nachdem er sich erholt hatte, rief er wütend aus: «Die kann etwas erleben!»

Ein anderer sagte nur «So ist das also» und gab

mir fünf Franken, um den Kübel verschwinden zu lassen. Den Rest interessierte es scheinbar nicht, was mit ihrem Kübel passierte. Die meisten schämten sich wohl. Nach einiger Zeit vergrub ich die stinkenden und durchrosteten Eimer auf dem Kehrichtplatz. Seither haben wir mehr oder weniger Ordnung.

Im Winter sind Kübel, die schon am Abend auf die Straße gestellt werden, oft wegen gefrorenen Inhalts fast nicht zu leeren.

Säcke mit Kehricht nehme ich nur einmal mit. Sie sind meistens halb lebendig: Hunde zerwühlen sie, wenn ein Fleischpapier drin ist; der Wind zerstreut den Inhalt; bei Regen zerfallen sie, der Boden reißt, wenn man sie oben hält – unten kann man sie gar nicht anfassen. So lasse ich sie denn liegen. Schließlich ist der Abfuhrmann keine Sau. Für die speziellen Kehrichtsäcke, Zementsäcken ähnlich, mache ich – im Gegensatz zur Stadt Zürich – eine Ausnahme, wenn sie verschnürt sind.

Ein verbreiteter Irrtum ist, daß gewisse Gegenstände zurückgewiesen werden. Wir nehmen alles, was weder gefährlich noch zu groß ist.

Der Abfuhrmann

Früher hatten wir einfach Holzerhandschuhe, trugen aber oft keine. Aber man schnitt sich an den Scherben. Heute gibt es Plastikhandschuhe aus Amerika, für Regenwetter, die aber manchen Leeren zu wenig flexibel sind. Diese nehmen auch bei Regen die anderen, mit lederner Innenfläche, Zwilchrücken und Leinenfutter.

Das Ochsnersystem gewährleistet rasches Arbeiten. Bei den ersten Wagen konnte allerdings ein kleiner Leerer fast verzweifeln. Die Ingenieure hatten die Maße von den Pferdefuhrwerken übernommen, aber man stand nicht mehr seitlich auf dem Trottoir, sondern auf der Straße, und die Randsteinhöhe macht viel aus, wenn man etwas heben muß. Doch diese Mängel wurden behoben, und der Abfuhrmann hat es leichter als früher.

Man kann aber kaum sagen, daß er vornehmer geworden ist. Ein Leerer verdient nicht das Angemessene. Ich habe zwei Italiener, die ich recht bezahle. Hätten wir jedoch keine Ausländer, dann wäre der Abfuhrmann einer der bestbezahlten Arbeiter, wie es in Amerika der Fall ist.

Weniger schmutzig wird er trotz gefütterten Hand-

schuhen und Mechanisierung kaum, und die Arbeit ist sehr streng, Neulinge können davon ein Lied singen. Man muß bei jedem Wetter draußen sein. Im Winter, wenn das Thermometer minus zwanzig zeigt, hat man konstant den Kuhnagel. Berufskrankheiten hat das keine zur Folge, aber es ist äußerst unangenehm. Zudem: Früher scheute etwa ein Pferd. Ich habe mich dabei einmal so blutig geschürft, daß eine Serviertochter, die mir helfen wollte, in Ohnmacht fiel. Aber das ist nichts gegen die heutigen Verkehrsgefahren.

Ich begreife nicht, daß der Abfuhrmann vielfach als minderwertig behandelt wird. Alle wollen im weißen Hemd auf einem Bürostuhl sitzen. Das mag eine Zeitlang gut gehen, bis der Schweizer dermaßen faul wird, daß er nicht mehr gehen kann, ohne daß die Knochen schmerzen.

Wenn uns manche etwas verachten, weil wir mit Schmutz zu tun haben, verschafft es uns auch wieder eine Art Ansehen, daß wir das Zupacken mit den Händen und den Dreck nicht scheuen. Und bei manchen Frauen steht so ein gut gebauter Leerer gar nicht schlecht im Kurs.

Als Abfuhrmann stellt man die Welt nicht auf den Kopf wie Einstein. Man ist wie eine Krähe, ein nützlicher Vogel. Schon als Kind trieben mich Neugier und Spieltrieb dazu, in der Abfallgrube zu wühlen und zu stochern. Als ich wegen der Zunahme des Kehrichts vor die Wahl gestellt war, habe ich das Bauern allmählich ausplampen lassen und die Abfuhr zu meinem Hauptberuf gemacht. Ich bereue es nicht. Ich habe es so weiter gebracht. Nebenbei führe ich noch eine Brennstoff-Handlung. Als Abfuhrmann erlebt man zudem auch heute im kleinen manches Menschliche. Dazu eine letzte kleine Geschichte.

Ich kannte eine liebe Frau, die einen schönen Angora-Kater besaß, den Peterli. Vor unseren Augen sprang dieser plötzlich auf die Straße – gerade unter die Räder eines Autos. Blitzschnell packte ich ihn und ließ ihn im Kehrichtwagen verschwinden. Bei dieser Tour machen wir immer eine Schleife, so daß wir wieder am gleichen Ort vorüberkamen. Da sahen wir die Frau, die nach ihrem Peterli rief. Wir mußten lachen, weil wir wußten, wo er war. Das war nicht nett, aber man lacht nicht nur, wenn es nett ist. Und es war ja besser so. Die Frau hoffte auf ihren Angora-Kater und vergaß ihn dabei allmählich. Ich hätte es nicht über mich gebracht, ihr zu sagen, was passiert war, ihr, die nur ihren Peterli hatte.